

Das belgische Pferd und seine Bedeutung für uns [Schluss]

Autor(en): **Grossenbacher, H.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Archiv für Tierheilkunde SAT : die Fachzeitschrift für Tierärztinnen und Tierärzte = Archives Suisses de Médecine Vétérinaire ASMV : la revue professionnelle des vétérinaires**

Band (Jahr): **55 (1913)**

Heft 2

PDF erstellt am: **03.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-590104>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Hiezu hatte A. natürlich noch seine eigenen Prozesskosten aus dem Streite gegen B. zu bezahlen. Diese mögen sich ebenfalls auf za. Fr. 1,100. — belaufen haben.

Dagegen wurde A. ermächtigt, den Erlös des inzwischen glücklich geschlachteten Rindes zu erheben. Dieser Erlös betrug Fr. 624. —.

Dies ist ein Fall, wo das Tier nur zweimal Hand geändert hatte. Man kann sich leicht vorstellen, wie viel schlimmer noch die Karten für A. gelegen hätten, wenn das Tier — was ja häufig vorkommt — vier, fünf oder noch mehr mal Hand geändert hätte.

Gerade aus diesem Urteil können wir uns ein Bild darüber machen, wie empfindlich der gewährspflichtige Verkäufer betroffen werden konnte und auch noch in Zukunft betroffen werden kann. Daraus ergibt sich auf der andern Seite die Notwendigkeit und Billigkeit, diese Haftung nach Möglichkeit einzuschränken. (Schluss folgt.)

Das belgische Pferd und seine Bedeutung für uns.

Vortrag, gehalten am 14. Juli 1912

vor dem Verein Emmenthalisch-Oberaargauischer Tierärzte.

Von Dr. H. Grossenbacher jun., Burgdorf.

(Schluss.)

Um kurz die Zuchtverhältnisse zu berühren, ist vor allem interessant, dass die Zucht sich in den Händen der Privaten befindet, und der Staat, nach den gemachten üblen Erfahrungen mit Hengstendepots und andern Massregeln, seit 50 Jahren sich nicht mehr direkt, sondern nur mehr in Form ausgiebiger finanzieller Unterstützung beteiligt. Der belgische Züchter ist somit souverän in allen Zuchtfragen und handelt nach seinem Gutdünken. Er ist einzig durch seine Mitgliedschaft an der allgemeinen und einzigen, sich über alle neun Provinzen erstreckenden nationalen Zuchtgenossenschaft „Le Cheval de Trait

belge“ insofern gebunden, als er nur von dieser anerkannte Hengste benutzen darf, und sein männliches und weibliches Zuchtmaterial, insoweit es würdig befunden wird, in das belgische Zuchtbuch eintragen lassen muss.

Man unterscheidet Züchter und Aufzüchter, die in ähnlichem Abhängigkeitsverhältnis stehen, wie unsere oberländischen kleinen Viehzüchter und deren Abnehmer, die Aufzüchter und Händler. Diese Arbeitsteilung erweist sich namentlich für den kleinen Züchter in den rauen und gebirgigen Ardennen sehr bequem, da es ihm für seine Zuchtprodukte an den nötigen Weiden mangelt, und wenn sie vorhanden, sehr mager und schlecht sind. Die vielgerühmten Ardennenweiden mit ihren stahlharten Weidetieren gehören ins Reich der Fabel. Von Bastogne bis Spaa begegnet man wohl sehr viel Wald aber verschwindend wenig Weiden; die Ardennen lassen sich in dieser Beziehung in keiner Weise mit unsern Freibergen vergleichen.

In der Provinz Brabant, im Hennegau und Ostflandern, den Zuchtzentren des schweren Typs, ist gewöhnlich infolge der viel besseren Weideverhältnisse und der besseren ökonomischen Lage der Züchter zugleich auch Erzieher. Dort begegnen wir den altberühmten Stammzuchten, die die Wiege der renommiertesten Zuchtfamilien gebildet haben.

Leyder unterschied 1904 sieben hervorragende Blutlinien; heute scheinen sich die besten Zuchterfolge auf die berühmte Jupiterfamilie zu konzentrieren, indem die Champions der letzten Jahre fast alle aus dieser Blutlinie hervorgingen.

Wie vorgängig bemerkt, hat das belgische Kaltblut in den letzten zehn Jahren eine enorme Ausbreitung erfahren. Chevalier Hynderick gibt den Pferdeexport Belgiens, der sich nur auf Kaltblut beschränkt, im Jahre 1910 mit 34,599 Stück an, bei einem Landesbestand von 280,000 Pferden, während England und Irland zusammen

bei einem Bestand von 2,700,000 nur 59,150 Pferde im gleichen Jahre exportierten. In Anbetracht der enormen Preise, die bezahlt worden sind, repräsentiert der Export einen Wert von 50 Millionen Franken. Der Hauptabnehmer ist das Deutsche Reich, das allein im Jahre 1903 21,255 belgische Pferde, worunter 145 Hengste, importierte, dann folgt Dänemark, Österreich (Kroatien), Frankreich, Italien (Lombardei), Schweden, Russland, Niederlande, Nordamerika (Kanada), Argentinien, Brasilien, Japan und auch unsere Schweiz.

In allen diesen Ländern ist er nicht nur als Gebrauchs-, sondern namentlich als Zuchtpferd importiert worden. In ausgedehntem Masse zu letztem Zwecke in Deutschland, wo er sich die gesamte Rheinprovinz erobert hat. Er gewinnt in den beiden Sachsen, neben dem Shire immer mehr an Boden, ebenso verbreitet er sich in Hessen, Thüringen, Württemberg, Baden, Bayern, und er würde selbst die Remontenprovinzen gefährden, wenn ihm dort die staatliche Unterstützung, wie anderwärts, zu teil würde.

Am weitesten reichen die Zuchtversuche in der Rheinprovinz zurück.

In den 70-er Jahren kamen auf eine Zeit unfruchtbaren, fortwährenden Systemwechsels einige belgische Privathengste zur Verwendung. Infolge der geologischen und klimatischen Verwandtschaft der Provinz mit dem benachbarten Belgien, entwickelte sich die Zucht zusehends, so dass der Staat auf die dringenden Wünsche der privaten Züchter hin von 1876 an das Wickrather Provinzialgestüt, das bis dahin alle möglichen Schläge enthalten, in ein reines Belgiergestüt umwandelte. Heute, nach 40 Jahren, bietet die rheinische Pferdezucht, die sich im Zuchtziel ganz an die belgische anlehnte, ein geschlossenes gleichartiges Bild; es wird dem Laien heutzutage schwer, den Rheinisch-Belgier vom Original-Belgier zu unterscheiden. Einzig in der Vererbungskraft werden sie vorläufig differieren, da

die rheinisch-belgische Zucht im Vergleich mit der mütterlichen Stammzucht sehr jungen Datums ist. Immerhin bildet sie einen Fingerzeig, wie verhältnismässig rasch man mit der Kaltblutzucht auf belgischer Basis zum Ziele gelangen kann. In kurzer Zeit wird die Rheinprovinz den deutschen Markt an sich reißen, und das Reich unabhängig von Belgien werden. Sie wird einzig noch auf den Ankauf von erstklassigen Zuchthengsten aus dem Mutterlande bedacht sein müssen, um ihrer Zucht das Relief der Konformation und Konsolidiertheit verleihen zu können, wie es die belgische Zucht in so hohem Masse besitzt.

In andern Zuchtgebieten, namentlich in Süddeutschland, hat sich der importierte Belgier zur Verbesserung der autochthonen Schläge ebenfalls sehr gut bewährt, so dass der Bericht über die deutsche landwirtschaftliche Ausstellung in Danzig von 1904 unter anderem lautete:

„Der belgische Züchter will ein massives frühreifes, leichtfutteriges Pferd und korrigiert die ehemals eher gemeine Form so viel als möglich (Kruppe). In Elsass-Lothringen verliert der Percheron an Boden. Die englischen schweren Pferde finden sich nur noch in Sachsen. Das Fehlen der Fülle, der schlanke Rumpf, die kurzen Rippen, die ungeheure Futterbeanspruchung in der Jugend rangieren sie hinter den tief angelegten, runden, vollen und futterzufriedenen Belgier.“

Es wurde bereits bemerkt, dass in neuerer Zeit unter den aus Belgien importierenden Staaten die Schweiz figuriert: Der Import kommt hauptsächlich dem Müllerei- und Braugewerbe und neuerdings dem Camionnagedienste zu gute, die ein schweres Zugmaterial brauchen. Nur ein kleiner Teil des importierten belgischen Kaltblutes wird zu Zuchtzwecken verwendet; wir haben somit immerhin einen bescheidenen Anfang gemacht.

Wann und unter welchen Auspizien ist dieser Versuch unternommen worden? Die Erörterung dieser Frage macht

einen summarischen Rückblick auf unsere pferdezüchterischen Bestrebungen notwendig. Was das rein Historische anbelangt, stütze ich mich im wesentlichen auf eine interessante Abhandlung „Die Pferdezucht in der Schweiz vor hundert Jahren“, die kürzlich in der Zeitschrift „Ross und Reiter“ erschien.

Die Schweiz besass vor hundert Jahren eine ausgedehnte, und was wunderlich erscheinen mag, berühmte Pferdezucht; Tschudi bemerkt, dass neben dem schweren Wagenpferd des Kantons Freiburg und des Emmenthals das Schwyzerpferd als ausgezeichnetes Reitpferd sehr gesucht gewesen sei, und dass sich namentlich die Kantone Solothurn, Bern, Schwyz, Unterwalden, Glarus, in St. Gallen die Landschaft Gaster, in Appenzell der Innerrhoderteil und die Urnäscher Gegend, in Graubünden das Prätigau und Rheinwald, Maienfeld und Zizers speziell damit beschäftigt haben. Die Schweiz exportierte damals nach allen umliegenden Staaten und zwar Reit- und Wagenpferde.

Bereits 1826 bemerkt aber Obertierarzt J. Meier in Solothurn über den schweizerischen Pferdehandel, dass er, und natürlich damit auch die Zucht, in den ausschliesslich Viehzucht treibenden Kantonen Uri, Unterwalden, Glarus, Appenzell, Graubünden, Tessin und Wallis sehr gering sei, während er in den Ackerbau treibenden Landesteilen Bern, Solothurn, Waadt, Freiburg mächtig floriere; er macht dabei auf die schlechten Erfahrungen, die man mit norddeutschen und normännischen Zuchthengsten gemacht habe, aufmerksam. Auf den Märkten waren es namentlich französische und italienische Händler, die die besten Zuchtprodukte aufkauften; für Mailand und die Lombardei waren speziell die edlen Einsiedler- und Schwyzerpferde sehr gesucht und entsprechend teuer bezahlt. Somit bestand um jene Zeit ein guter spätreifer Reitpferd- und ein frühreifer Zugpferdtyp; die nicht nur den Landesbedarf deckten, sondern in jener Zeit auch noch exportiert wurden.

Diese wenigen Angaben erbringen den Beweis, dass unser Land die Eignung zur Pferdezucht besessen hat und unzweifelhaft auch heute noch besitzt, trotz aller gegenteiligen Behauptungen. Mit dem Aufblühen der Rindviehzucht aber begann der Niedergang unserer einheimischen Pferdezucht; das Interesse daran schwand bei den Züchtern mehr und mehr, einerseits weil die ehemals berühmten Zuchtprodukte den neu herantretenden Anforderungen nicht mehr entsprechen mochten, und die ausländischen Pferde denselben besser nachkamen, andererseits, weil die Viehzucht eine viel grössere Rentabilität brachte: So verschwand zuerst das spätreife Schwyzerpferd und ihm folgte der nahe verwandte Erlenbacher; einzig das Zugpferd von ehemals vermochte sich in einer abgelegenen Ecke seines ehemals grossen Produktionsgebietes zu halten; der heutige Freiburger.

Diesem Verfall der nationalen Pferdezucht traten leider erst spät Gegenmassnahmen des Staates entgegen. Ihre Anfänge reichen in die sechziger Jahre zurück, wenn man den Versuch der Kantone Waadt, Bern und Solothurn mit Einkreuzung von Norddeutschen und Normännern um 1820 nicht hinzurechnen will.

Den zeitgenössischen Anschauungen entsprechend, schuf man ein staatliches Hengstendepot, das die Repräsentanten der bekanntesten Voll- und Halbblutrassen später auch des englischen und französischen Kaltbluts enthielt. Man glaubte so jedem züchterischen Geschmack dienen zu können, andererseits wollte man den mutmasslichen Reorganisator unserer darniederliegenden Zucht herausfinden. Dabei wechselte die prozentuale Zusammensetzung, je nachdem die eine oder andere Rasse „en vogue“ war; ich verweise dabei nur auf die schwankende Zahl der Anglonormänner. Die Zahl der eingestellten Kaltbluthengste war gegenüber derjenigen der Halbblüter eine verschwindend kleine. Der unheilvolle Wahn der Remontezucht überwog

dermassen, dass dabei die Bedürfnisse des Landes übersehen wurden. Die Zahl der guten Produkte stand in gar keinem Verhältnis zur Zahl der Erzeuger, und das Ergebnis dieser kostspieligen Versuche muss geradezu ein klägliches genannt werden, wenn man die Zahl der im Lande aufgezogenen und von der Militärverwaltung aufgekauften Remonten mit den gemachten Aufwendungen vergleicht.

Was aber noch viel schlimmer war, das war die überall Platz greifende Interesselosigkeit, die durch die fortwährenden Enttäuschungen der Züchter bedingt wurde.

Ein Analogon besitzt unser heute noch bestehendes Hengstendepot in dem historischen belgischen Depot von Gembloux; die belgischen Züchter erkannten dessen Wert schon vor einem halben Jahrhundert; ihr Verhalten bewies das unzweideutig.

Bei uns erhob, aus der allgemeinen Enttäuschung und Erbitterung heraus, in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die *P r i v a t i n i t i a t i v e* endlich ihr Haupt.

Das Bedürfnis nach einem mittelschweren bis schweren, frühreifen Arbeitspferde war in den Ackerbau treibenden Gegenden unseres Landes ein immer dringenderes geworden. Der Mangel an landwirtschaftlichen Arbeitskräften, die stetige Überhandnahme der fahrbaren landwirtschaftlichen Maschinen verlangte ebenso wie der steigende Handel und Verkehr, die sich mächtig entwickelnde Industrie, ein leistungsfähiges Zugpferd. Durch den Import von französischem Kaltblut, und von belgischem, soweit es der exorbitante Preis des letztern zuliess, suchte man dem Mangel abzuhelpen.

Mit dem steigenden Bedarf hielt das Angebot nicht Schritt, die Preise stiegen, dagegen vermochte die Qualität, namentlich soweit es die französischen Pferde betraf, der Preissteigerung nicht zu folgen. Akklimatisationsschwierigkeiten, konstitutionelle Fehler und Mängel, rasche Ver-

brauchtheit waren deren Schattenseiten, und trotzdem wanderten und wandern noch heute Millionen nach Frankreich, *faute de mieux!*

Mit der gewaltigen Preissteigerung erhielt die Frage der Eigenproduktion wieder einen mächtigen Zuspruch.

Wie sollte vorgegangen werden? Wir besitzen bekanntlich heute noch ein beispiellos heterogenes Stutenmaterial, nicht verwunderlich bei der nicht weniger beispiellosen Buntheit unserer Landesbeschäler. Einzig im Freiburger besitzen wir noch einen Stutenstock, der etwas Erspriessliches versprechen konnte, er zeigte immerhin eine gewisse Konformität.

Wo sollten geeignete Hengste hergenommen werden?

Man schaute nach Holstein, das ein für unsere Zwecke geeignetes schweres Halbblut produziert; seine Spätreife, das Attribut jeden Halbblüters, die zu seiner Entwicklung unbedingt nötigen grossen Weideflächen, vermochten ihm nur wenige Freunde zu erwerben.

Die Rentabilität, diese materielle Frage, spielt aber leider bei einer so idealen Frage, wie es die Pferdezucht ist, trotz aller Behauptungen, die ausschlaggebende Rolle. Man sah sich nach frühreifem Kaltblut um. Percheron und Shire waren nach den gemachten Erfahrungen mit Depothengsten nicht vielsprechend, und so wurde man auf den soeben seine Siegeslaufbahn antretenden Belgier, damals gemeinhin Ardenner genannt, aufmerksam.

Die Pferdezuchtgenossenschaft Burgdorf, die als Zuchtziel ein Zugpferd mit Masse und Gang aufstellte, machte 1895 einen ersten Versuch. Der Kanton und später auch der Bund liessen ihr eine bescheidene Unterstützung angedeihen. In der Erkenntnis, dass zur richtigen Entwicklung des Kaltbluts der Weidegang der Fohlen unbedingt notwendig sei, kaufte die Genossenschaft einen grösseren Weidekomplex im Berner Jura und drang bei ihren Mitgliedern auf die Anlegung kleinerer Weiden bei den

Gehöften. Dank dieser Institution entsprachen die Produkte den bescheidenen Erwartungen durchgehends; es wurde weiterhin erstklassiges Hengsten- und auch Stutenmaterial importiert. Der moralische Erfolg blieb nicht aus; die Zuchtversuche fanden an den nationalen Ausstellungen in Frauenfeld und Lausanne starke Beachtung und Anerkennung. Der Absatz der Produkte war ein schlanker. Dem Beispiel folgten andere Genossenschaften mit gleichen oder ähnlichen Zuchtzielen, so dass man heute mit etwelcher Genugtuung in die Zukunft unserer nationalen Pferdezucht

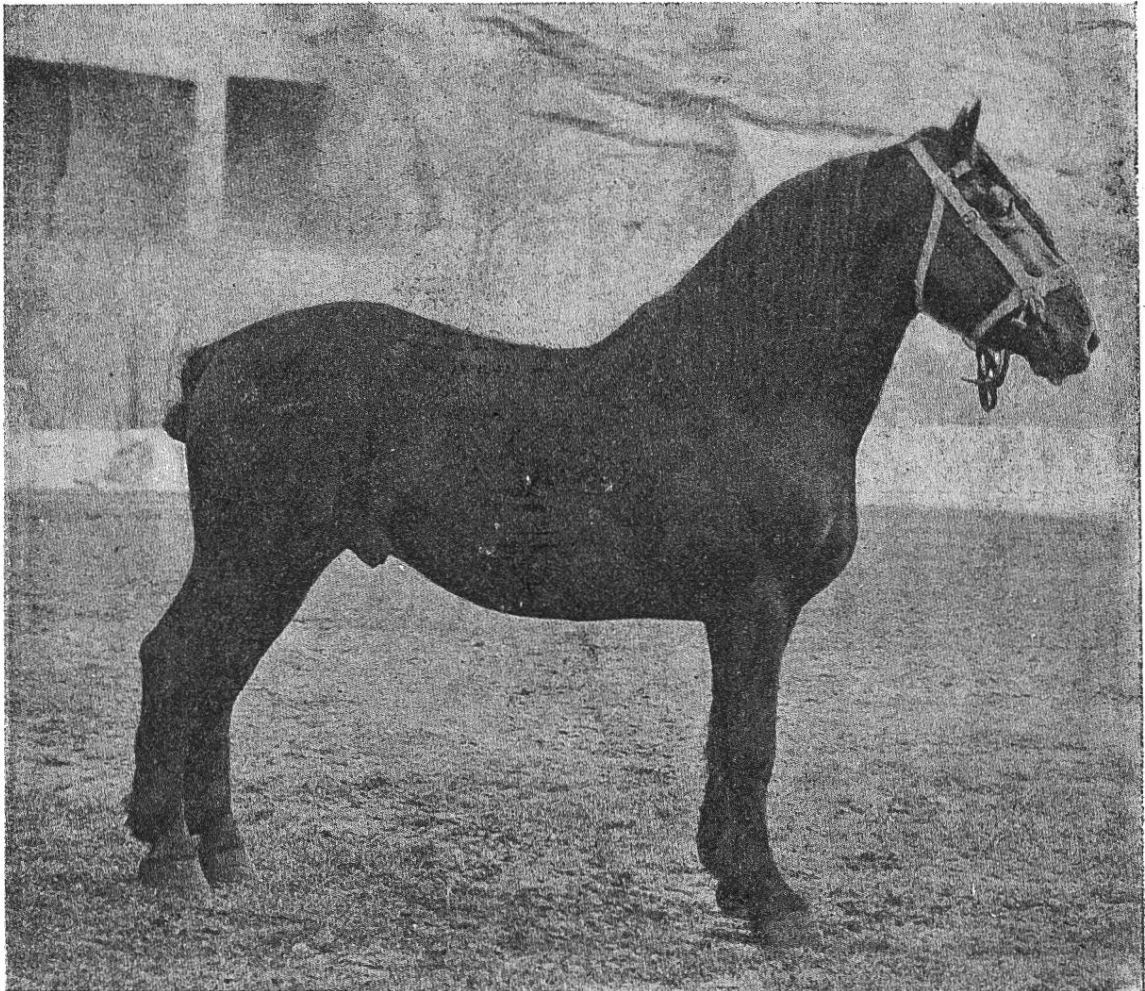


Fig. 2.

O s k a r , 2 $\frac{1}{2}$ -jähriger Hengst der Pferdezuchtgenossenschaft Burgdorf. Im Inland gezogen. Geboren in Hasle bei Burgdorf. Stammt väterlicherseits, wie die meisten anderen Hengste der P. G. B., aus der berühmten Jupiterlinie. (Vater: Peter, Mutter: Züsi Z. W. 38.)

blicken darf. Der Staat hat in jüngerer Zeit die gute Sache finanziell unterstützt, denn er hat entdecken müssen, dass ihm im Kriegsfall einige tausend im Lande gezogene Artillerie- und Trainpferde mehr nützen dürften, als eine Handvoll Remonten. Ziel und Zweck unserer gegenwärtigen Pferdezuchtbestrebungen gehen ja dahin, nicht nur dem Landwirt ein brauchbares Zugpferd zu geben, sondern unserer Armee auch ein kriegstüchtiges Requisitionsmaterial zu schaffen.

Einen Originalbelgier kopieren zu wollen, wie es die Rheinprovinz bezweckt, kann nicht in unserer Aufgabe liegen; er ist uns vielmehr nur das kostbare Mittel zum Zweck. Wir wollen ein kräftiges, gedrungenes, tiefgewachsenes, mittelschweres Zugpferd, das Pferd mit Masse und Gang, und da hat sich bis jetzt nur ein Mittel bewährt. Wir führen so lange erstklassiges belgisches Blut in unser heterogenes Stutenmaterial, bis wir das Kaliber und die Konformität erreicht haben, wie wir sie wünschen. Figur 2 unserer Abbildungen könnte in dieser Beziehung als künftiges Modell gelten.

Die enorme Durchschlagskraft des belgischen Hengstes und die bis heute gemachten Erfahrungen garantieren uns einen Erfolg in absehbarer Zeit, dafür ist uns die Rheinprovinz ein glänzendes Beispiel!

Zur Zahnaltersbestimmung beim Pferde.

Von Dr. Eberhard Ackerknecht,
Prosektor des vet.-anatomischen Institutes der Universität Zürich.

(Schluss.)

Die Richtung der Schneidezähne oder besser die Formen, welche die Zahnreihe an sich und mit der gegenüberliegenden bildet, sind Folge- und Begleiterscheinungen der bisher skizzierten Vorgänge.